

Kendall Kane

WILDER WESTEN

**Wenn die Kapuzenreiter
kommen**

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Wilder Westen

Die große historische Serie über den wahren Wilden Westen

von Kendall Kane

Der Mythos des Wilden Westens wirkt bis heute nach.

Das Vordringen der Pelzjäger, die Eroberung des Westens durch die weißen Siedler, der Bürgerkrieg, Cowboys und Revolvermänner sowie der Bau der Eisenbahn und die Auseinandersetzungen mit den Indianern, all das waren Ereignisse, die diese Zeit prägten.

»Wilder Westen« erzählt diese Geschichte in halbdokumentarischer Weise nach.

Zusammengesetzt aus Textpassagen, die dem Fundus bis heute erschienener Fachbücher entnommen wurden, aus niedergeschriebenen Erlebnissen damaliger Zeitgenossen, alten Presseberichten und neuen, bisher noch nicht veröffentlichten Erzählungen aus der Feder des Autors Kendall Kane.

Historisch korrekt, so wie es wirklich war.

Wenn die Kapuzenreiter kommen

Der Ku-Klux-Klan – eine Chronologie des Schreckens

Baton Rouge, Louisiana, September 1922

Sie hatten ihre Gesichter mit spitzen, weißen Masken verhüllt.

Als die silberne Scheibe des Mondes für einen Moment hinter einer dicken Wolke verschwand, hasteten die fünf Gestalten beinahe lautlos durch die stillen Seitenstraßen von Baton Rouge auf den östlichen Stadtrand zu.

Niemand von ihnen sprach ein Wort, obwohl alle wussten, dass dies jene Nacht war, in der zwei Männer dieser Stadt, T. Richards und W. Daniels, durch ihre Hand sterben sollten.

Aus der Ferne klang leise der Lärm vom Stadtzentrum herüber, die Stimmen von Menschen, das Rattern von Pferdefuhrwerken und das Knattern der neumodischen Automobile, die das Straßenbild in den letzten Jahren immer stärker beherrschten.

Fast geräuschlos glitten die dunklen Gestalten durch die Nacht, bis sie hinter einer der windschiefen Bretterhütten am Straßenrand in Deckung gingen.

Inzwischen war es weit nach Mitternacht und die Stadt kam allmählich zur Ruhe. Irgendwo bellte noch ein Hund, ein Mann fluchte und jemand weinte, dann wurde es allmählich still.

Kurze Zeit später waren Schritte zu hören.

Vom Stadtrand her lief ein Mann pfeifend auf die Hütten zu. Er hatte die Hände tief in den Taschen seiner Hose vergraben und schlenderte

sichtlich vergnügt die Straße entlang. Als er mitten auf dem Weg eine leere Konservendose entdeckte, kickte er sie voller Übermut zur Seite. Noch während die Dose scheppernd zwischen den Bretterbuden verschwand, begann der Hund wieder zu bellen und die dunklen Gestalten hasteten los.

Als der Mann die Schritte hinter sich hörte und herumwirbelte, war es schon zu spät. Er sah noch im Mondlicht ihre weißen Kapuzen, die sich vor ihm mit gespenstischer Klarheit in der Dunkelheit abzeichneten, dann spürte er einen harten Schlag am Kopf und stürzte nach vorne.

»Seid ihr verrückt geworden, was zum Teufel soll das?«, presste er stöhnend hervor, während er auf der Straße kniete und seine Hände auf die Schläfen presste. Die Antwort war ein hinterhältiger Tritt, der ihn endgültig zu Boden warf.

Er verspürte in seinem Mund den Dreck der Straße und die Welt begann sich vor seinen Augen zu drehen, als er wie aus weiter Ferne eine höhnische Stimme wahrnahm.

»Pech gehabt Daniels, du hättest in der Sache mit McKoin nicht soweit deine Schnauze aufreißen sollen. Wir erfahren nämlich alles, aber keine Angst, du wirst diese Sache nicht alleine ausbaden müssen. Dein Partner Richards wird dir nämlich auch diesmal Gesellschaft leisten.«

Danach schwanden Watt Daniels die Sinne.

Vierundzwanzig Stunden später meldete sich der Washingtoner Korrespondent einer in New Orleans erscheinenden Tageszeitung im Büro des stellvertretenden FBI-Direktors zu einer Unterredung an. Was Paul Wooron, der Reporter der Times, Picayune dabei zu sagen hatte, erschütterte Edgar Hoover in seinen Ansichten von Recht und Gesetz bis in die Grundfeste.

Nachdem der Reporter mit seinem Bericht am Ende war, musterte ihn Hoover wie einen Hund mit acht Beinen.

»Sie behaupten also allen Ernstes, dass es der Gouverneur von Louisiana aus Angst vor dem Ku-Klux-Klan nicht wagt, mit mir zu telefonieren?«

»Genau so ist es«, sagte Wooron. »Deshalb hat er mich ja gebeten, mit Ihnen zu sprechen.«

Der Reporter nestelte kurz an seiner Jacke und überreichte Hoover schließlich ein zerknittertes Schriftstück, das er aus einer Innentasche herausgezogen hatte.

»Ich überbringe Ihnen das Schreiben persönlich, weil der Gouverneur inzwischen auch der Post misstraut. Sie müssen ihm helfen, mittlerweile wird nicht nur seine Korrespondenz, sondern auch sein Telefon vom Klan überwacht.«

Hoover entfaltete das Schreiben und begann zu lesen. Dabei wurden seine Augen immer größer.

Der Brief war direkt an Justizminister Daugherty gerichtet und darin wurde um die Unterstützung des FBI bei der Bekämpfung des Terrorregimes gebeten, das der Ku-Klux-Klan in Louisiana anscheinend errichtet hatte.

Sein Erstaunen wurde noch größer, als er wenige Tage später feststellte, dass man mit diesem Ersuchen bei Daugherty, aus was für einem Grund auch immer, auf taube Ohren stieß.

Aber ein Mann wie John Edgar Hoover, der von einem geradezu unnatürlichen Gerechtigkeitsinn beseelt war, ließ sich von diesem Fall jetzt nicht mehr abbringen.

Da er sich darüber im Klaren war, dass er dem Justizminister keine Vorschläge machen und auch nicht über seinen Kopf hinweg irgendwelche Entscheidungen fällen konnte, brachte er Parker, den Gouverneur von Louisiana, durch gezielte Hinweise dazu, sich direkt an Präsident Harding zu wenden. Tatsächlich erhielt Harding noch am 2. Oktober dessel-

ben Jahres ein Schreiben, indem Parker vom Präsidenten verlangte, er möge zur Wiederherstellung der staatlichen Autorität den Justizminister anweisen, gemäß Absatz 4 Artikel 4 der Verfassung der Vereinigten Staaten vorzugehen, wonach jeder Staat bei der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung mit der Unterstützung der Bundesbehörden rechnen konnte.

Zähneknirschend sah sich Daugherty danach gezwungen, Hoover zu veranlassen, Beamte des FBI zur Unterstützung von Gouverneur Parker nach Louisiana zu entsenden.

Der Bundespolizei gelang es rasch, ein paar Delikte aufzuklären, aber es waren nur Bagatellfälle.

Bis zu jenem Tag im Oktober, als das Telefon im Büro des stellvertretenden FBI-Direktors zu einer ungewöhnlichen Stunde läutete.

Trotzdem war Hoover sofort am Apparat.

Geduldig hörte er sich an, was ihm der FBI-Agent am anderen Ende der Leitung zu sagen hatte. Dabei machte er sich immer wieder einige Notizen.

»Also gut«, sagte Hoover schließlich. »Fassen wir also noch mal zusammen. Die beiden Vermissten, Richards und Daniels, sollen also den Wagen von Doktor McKoin beschossen haben, worauf der, ein lokaler Anführer des Klans, Ihnen diese Kapuzenbande auf den Hals hetzte, die Sie letztendlich entführte und verhörte. Laut Aussagen von Freunden hatten die beiden aber ein Alibi vorzuweisen, mit dem sie ihre Unschuld bestätigen konnten. Soweit richtig?«

Nach einer kurzen Antwort aus dem Hörer fuhr Hoover mit seinen Ausführungen fort.

»Nachdem man Sie Mitte September wieder freigelassen hatte, begannen die beiden damit zu prahlen, dass sie ihre Entführer allesamt trotz der Kapuzen erkannt hatten. Richards und Daniels verabredeten sich da-

nach an einem Sonntag zum Picknick, von dem sie nicht wieder zurückkehrten.«

»Genau, und der letzte Hinweis, den wir erhielten, ist die Aussage mehrerer Zeugen, dass in der Nacht, in der sie verschwanden, auffallend viele Fackeln am Ufer des nahegelegenen Fourche-Sees zu sehen waren.«

»Okay und was wollen Sie jetzt genau von mir?«

»Ich würde gerne den See mit Tauchern absuchen lassen, aber die örtlichen Behörden, allen voran der stellvertretende Stadt-Sheriff, scheinen da etwas dagegen zu haben.«

Hoover nickte grimmig.

»Ich habe verstanden. Sie führen Ihre Ermittlungen weiterhin fort, so wie es sich gehört. Um den Rest kümmere ich mich jetzt persönlich.«

Am Abend des 22. Oktobers war das Ufer des Fourche-Sees in gleißendes Licht getaucht. Der See war von unzähligen Fackeln erhellt und das Licht der vielen Suchscheinwerfer und Autolampen ließ das Wasser in einem blauen Metallton schimmern.

Als der leitende Ermittlungsbeamte des FBI aus seinem Wagen stieg, wurde er für einen Moment von der ungewohnt grellen Helligkeit geblendet. Er blinzelte, dann lief er zum Seeufer. Drei gedrungene Gestalten in Taucheranzügen und ein gutes Dutzend Männer von der Spurensicherung verwehrten ihm die freie Sicht aufs Wasser.

Als er näher kam, entdeckte er zwischen ihren Beinen zwei unförmige helle Erhebungen, die sich am Seeufer deutlich vom Boden abhoben. Bevor er aber weiter darauf zugehen konnte, schälte sich aus der Gruppe der Männer eine hagere Gestalt und kam direkt auf ihn zu. Der Beamte kannte den Mann, es war der Gerichtsmediziner.

»Wenn Sie ihr Abendessen behalten wollen, würde ich an Ihrer Stelle nicht dahin gehen.«

Unwirsch zog der leitende Ermittlungsbeamte die Augenbrauen hoch und wollte weitergehen.

»Sparen Sie sich Ihre Ratschläge, ich bin schließlich Polizist. Ich bin so einiges gewohnt.«

Der Arzt schüttelte den Kopf und hielt den FBI-Agenten sanft aber bestimmend am Ärmel seiner Anzugsjacke fest.

»Kann schon sein, aber ich bin ein Gerichtsmediziner und als solcher sehe ich mehr Blut als ein Bulle. Glauben Sie mir, als ich die beiden gesehen habe, hätte ich beinahe gekotzt.«

Inzwischen hatte sich die Menge am Ufer zerstreut und der Beamte konnte die hellen Erhebungen im Licht der umliegenden Scheinwerfer deutlich erkennen. Unter den beiden schneeweißen Segeltuchplanen, die man dort am Boden ausgebreitet hatte, konnte er vage die Umrisse zweier menschlicher Gestalten erkennen. Keine Einzelheiten, abgesehen von einigen dunklen Flecken, die entweder von Blut oder dem schmutzigen Seewasser stammten.

»Sind das die beiden Gesuchten?«

Der Arzt zuckte mit den Schultern. »Das kann ich Ihnen erst nach der Obduktion sagen, man hat ihnen nämlich die Köpfe abgeschnitten.«

Der Polizeibeamte wurde jetzt doch etwas blass.

»Was konnten Sie sonst noch bei Ihrer ersten Untersuchung feststellen?«

»Es sieht ganz so aus, als hätte man den beiden so gut wie jeden Knochen im Leib gebrochen. Dutzende von Blutergüssen und Prellungen am ganzen Körper, sie müssen gelitten haben wie Tiere.«

Unwillkürlich blickte der Polizist wieder auf die Gestalten unter den Segeltuchplanen. Als der Arzt sich in weiteren Ausführungen erging, begann er trotz der lauen Herbstnacht unvermittelt zu frieren.

»Derjenige, der das getan hat, muss eine ziemliche Ahnung von Anato-

mie besitzen, wahrscheinlich ein Chirurg, ein Doc oder irgendetwas in der Art.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Nur jemand mit genauen medizinischen Kenntnissen ist imstande, einem Menschen sämtliche Knochen im Leib zu brechen, ohne dass derjenige daran stirbt. Diese armen Teufel waren noch bei vollem Bewusstsein, als man ihnen die Köpfe abgeschnitten hat.«

Eine spätere Autopsie bestätigte den Verdacht des Gerichtsmediziners. Man hatte Richards und Daniels unter der Anleitung eines erfahrenen Chirurgen mit Wagenrädern die Knochen gebrochen.

Dr. McKoin und der stellvertretende Stadt-Sheriff wurden zwar des Mordes angeklagt, aber die Macht des Klans war zu diesem Zeitpunkt selbst für Hoover noch zu groß. Die Männer wurden freigesprochen. Noch 1928 marschierten 50.000 Klan-Mitglieder in ihren weißen Mänteln und Kapuzen in einer mächtigen Demonstration in Washington am helllichten Tag über die Pennsylvania Avenue.

Für die Zukunft musste man sich beim FBI noch darauf beschränken, die Tätigkeiten des Klans lediglich zu überwachen. Noch, denn inzwischen begann Hoover, die Geschichte des Geheimbundes etwas genauer zu studieren.

Pulaski, Tennessee, 24. Dezember 1865

Knackend zersprang ein Holzkloben im Kamin, während draußen der Dezemberwind fauchend um das Haus strich und an den Fensterläden stieß und zerrte.

Das rot glühende Licht des Kaminfeuers warf bizarre Lichtmuster an die helle Wand seines Arbeitszimmers, als Richter Jones seinen sechs Freunden, alles ehemalige Offiziere der Konföderation, mit einem Glas

Portwein zur Feier des Heiligen Abends zuprostete.

Mit einem gekünstelten Lächeln versuchte er, die gedrückte Stimmung zu überspielen.

»Jetzt macht doch nicht so ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter. Gut, wir haben den Krieg zwar verloren, aber das heißt doch noch lange nicht, dass man uns damit auch unseren Stolz und unsere Ehre genommen hat.«

Einer der Männer, Frank McCord, beugte sich vor, stellte sein leeres Glas vor sich auf dem Tisch ab und nickte bitter.

»Du hast gut reden, du bist Richter und verfügst über ein geregeltes Einkommen und wohnst in deinem eigenen Haus. Was sollen wir sagen? Wir haben keine Heimat mehr, keine Arbeit, keine Zukunft. Das Einzige, was uns nach Appomatox noch geblieben ist, sind unsere Offizierstitel. Verdammst wenig, um davon satt zu werden.«

»Da hast du leider recht«, bestätigte John Lester die Worte seines Freundes. »Während sich die Nigger allerorts die Bäuche vollschlagen, müssen Tausende von unseren Jungs mitsamt ihren Familien hungern, obwohl sie in diesem Krieg ihr Leben jahrelang für eine bessere Welt aufs Spiel gesetzt haben.«

»Yeah«, sagte James Crowe. »Jemand sollte diesen Niggern mal wieder kräftig in den Arsch treten, damit sie wissen, wie groß sie in Wirklichkeit sind.«

»Und wer soll das deiner Meinung nach tun?«, wollte Richard Reed von seinen Freunden wissen. »Sobald irgendeiner von uns diese Schwarzen auch nur schräg ansieht, hat er sofort die Yankees auf dem Hals. In Zeiten wie diesen kann sich das keiner erlauben, der eine Familie zu versorgen hat.«

»Dann müssen wir dieser Bande eben auf die Zehen treten, ohne dass sie uns gleich erkennen.«

Abrupt drehte sich Reed um und blickte McCord erstaunt in die Augen.

»Und wie soll das funktionieren?«

McCord grinste selbstsicher. »Ganz einfach, wir maskieren uns.«

Nachdenklich schüttelte Reed den Kopf.

»So funktioniert das aber nicht, Frank. Unsere Visagen sind hier in der Gegend einfach zu bekannt. Selbst mit einem Halstuch vor dem Gesicht würde uns jeder erkennen.«

McCord lächelte nachsichtig.

»Ich habe auch nicht an ein paar Taschentücher vor dem Gesicht gedacht, sondern an richtige Masken. Was haltet ihr von der Idee, mit Kapuzen und weißen Umhängen verkleidet durch Pulaski zu reiten? Die Nigger werden sich wahrscheinlich in die Hosen scheißen, wenn wir wie Gespenster in der Dunkelheit in den Straßen auftauchen.«

Die Männer grölten.

»Genau!« Crowe lachte. »He, das wird ein Spaß, wenn wir durch die Straßen ziehen.«

»Das ist doch alles Kinderkram!«, sagte Richter Jones hart.

Das Lachen der Männer verstummte jäh und für einige Sekunden herrschte betretenes Schweigen, das nur vom Knistern des Feuerholzes im Kamin unterbrochen wurde.

»Was willst du damit sagen?«, wollte McCord wissen.

Der Richter leerte sein Glas und drehte es nachdenklich zwischen den Fingern. Dann begann er vielsagend zu lächeln, während er seine Blicke über die Gesichter der Freunde gleiten ließ.

»Leute erschrecken ist etwas für kleine Jungs. Wenn wir den Schwarzen schon einen Denkkzettel verpassen wollen, sollten wir das Ganze professionell aufziehen.«

»Wie meinst du das?«, fragte James Crowe.

Statt einer Antwort erhob sich der Richter schwerfällig aus seinem Stuhl und ging auf einen wuchtigen Sekretär zu, der direkt neben der Eingangstür zu seinem Arbeitszimmer stand. Als er an den Tisch zurückkam, hielt er ein Tintenfass, einen Federkiel und einige Bogen Papier in den Händen. Das war die Geburtsstunde des Geheimbundes Ku-Klux-Klan, einer Vereinigung, von der zu diesem Zeitpunkt noch niemand ahnte, was sich daraus einmal entwickeln sollte.

Der Name entstand im Laufe des Abends aus dem griechischen Wort Kuklos (Ring, Kreis), und da die Gründungsväter allesamt schottischer Abstammung waren, fügten sie das Wort Clan hinzu, der Alliteration wegen mit K geschrieben.

Danach wurde eine Rangordnung mit fantastischen Titeln angelegt.

Der oberste Herrscher war der Groß-Scriba, ihm folgten der Groß-Zyklop, der Groß-Magi, Groß-Türke, Nachtfalke und schließlich Liktör und Ghul.

Einen Groß-Scriba gab es anfangs nicht. Nach einer Aufnahmezeremonie mit Ritterschlag und Treueschwur wurde Frank McCord der erste Groß-Zyklop.

Der Abschluss des Gründungsabends bestand darin, dass die Männer mit Bettlaken verkleidet schießend und brüllend durch Pulaski ritten.

Dabei deutete sich die unheilvolle Entwicklung des Klans zum ersten Mal an.

Angesichts der Maskierten rannte die abergläubische Negerbevölkerung schreiend durch die Straßen. Fast jeder von ihnen sah in den Reitern die Geister der im Krieg getöteten Südstaatensoldaten wieder, die aus dem Jenseits zurückgekehrt waren, um Rache zu nehmen.

Die Idee, die ehemaligen Sklaven mithilfe der Maskerade in Angst und Schrecken zu versetzen, war geboren.

Anfangs trat der Klan bevorzugt kurz vor Sonnenaufgang oder bei

Nacht auf und nutzte die schlechten Lichtverhältnisse, um mit Taschenspielertricks das Entsetzen noch zu steigern. So wurde den Menschen mit Kürbissen vorgegaukelt, dass die Maskenreiter ihre Köpfe abnehmen konnten, aus Knochen und Holz wurden zusätzliche Hände geschnitzt oder unter den Kutten Tierblasen versteckt, um zu zeigen, dass man einen ganzen Eimer austrinken konnte, ohne abzusetzen oder etwas zu verschütten.

Bald hatte der Klan großen Zulauf und man machte sich einen Heiden Spaß daraus, diese Menschen zu erschrecken. Obwohl die Späße mitunter recht derb ausfielen, wurde niemals Gewalt angewendet. Aber das änderte sich, als 1866 ein ehemaliger Colonel der konföderierten Armee, Lawrence E. Davis, in Athens, Alabama, eine neue Ortsgruppe des Klans mit eindeutigen Zielsetzungen gründete.

Jack Patterson war zwar nicht gerade das, was man im Allgemeinen als eine große Leuchte bezeichnete, aber dafür hatte er andere Qualitäten, die ihm trotz seiner dunklen Hautfarbe den Respekt der übrigen Stadtjugend von Athens eingebracht hatten. Er war ein Meister im Spurenlesen und mit seiner Schleuder, die er ständig in der Gesäßtasche seiner viel zu weiten Latzhose mit sich herumtrug, laut ihren Aussagen in der Lage, einer Laus noch auf zwanzig Yard Entfernung ein Auge auszuschießen.

Das war zwar etwas geprahlt, änderte aber nichts an der Tatsache, dass er mit seiner Schleuder über eine beachtliche Treffsicherheit verfügte.

Als er an diesem Morgen zusätzlich noch mit einer Angelschnur und einem Haken bewaffnet auf einen nahen Bach zulief, stand die Sonne erst einen Fingerbreit über den Häusern im Osten der kleinen Stadt. Von der Schmiede her hallten Hammerschläge durch den frühen Morgen und

vor dem Store standen zwei Frauen mit Einkaufskörben und unterhielten sich. Ansonsten war noch kein Mensch auf den Straßen zu sehen.

Zielstrebig bog er neben dem Mietstall in eine Nebengasse ein, die ihn auf direktem Weg zum Bach bringen würde. Er beschleunigte seine Schritte, passierte die offen stehende Torausfahrt eines Hinterhofes und wollte gerade die Angelschnur aus der Hosentasche ziehen, als er die Männer aus den Augenwinkeln heraus bemerkte. Es waren mindestens ein halbes Dutzend, die sich auf dem Hinterhof versammelt hatten.

Jack blieb abrupt stehen.

Die Ansammlung so vieler Männer auf einem Hinterhof in der kleinen Stadt war an sich schon ungewöhnlich, aber trotzdem nicht der eigentliche Grund dafür, dass Jack plötzlich stehen geblieben war. Die Männer waren nämlich gerade im Begriff sich Kutten überzustreifen, weiße Kutten!

Seine Kopfhaut zog sich unvermittelt zusammen.

Was hatte diese Verkleidung zu bedeuten?

Er glitt hinter einen der stinkenden Abfallhaufen, die sich hier in der Nebengasse überall auftürmten, ging auf die Knie und lauschte neugierig. Die Männer machten sich nicht die Mühe, leise zu sein, und deshalb konnte er jedes Wort verstehen.

»Lawrence hat recht, wenn wir nicht bald ein Exempel statuieren, tanzen uns diese Dreckssklaven in absehbarer Zeit alle auf der Nase herum.«

»Jawohl, diese schwarze Brut wird immer unverschämter. Heute ist es unsere Lehrerin, die von einem dieser Nigger belästigt wird, und wenn wir nicht aufpassen, sind es morgen vielleicht schon alle unsere Frauen, oder sogar unsere Töchter.«

»Yeah, es wird Zeit, dass wir dieser Bande Benehmen beibringen, und zwar mit der Peitsche.«

Jack Patterson hatte das Gefühl, als würde ein Eisklotz quer in seinem Magen liegen.

Er kannte den Mann, der die Lehrerin angeblich belästigt hatte. Diese Behauptung war völlig aus der Luft gegriffen, das Einzige, was der Mann von ihr wollte, war lediglich, dass sie ihm Lesen und Schreiben beibringen sollte.

Jack sträubten sich die Nackenhaare. Er spürte, wie sein Herz wie verrückt zu hämmern begann, während die Vermummten aus dem Hinterhof kamen. Er warf sich hin und kroch förmlich in den Abfallhaufen hinein, als sie an ihm vorbei durch die Gasse liefen.

Nachdem die Vermummten die Hauptstraße erreicht hatten, verließ Jack seine Deckung, umging durch eine andere Gasse die Hofeinfahrt und rannte, so schnell er konnte, nach Osten, dorthin, wo jener Mann, den die Kapuzenbande aufsuchen wollte, seine Hütte hatte.

Keuchend erreichte er die Rückseite der Hütte und spähte vorsichtig um die Ecke.

Aber er kam zu spät, der Mann lag bereits vor seiner Tür im Dreck der Straße, während die Vermummten mit langsamen, wiegenden Schritten um ihn herumstolzierten. Jack sah, dass sein Gesicht grau vor Angst und schrecklich verzerrt war.

»Warum belästigst du eigentlich andauernd unsere Lehrerin?«, fragte einer der Kapuzenmänner.

In seiner Rechten lag eine zusammengerollte Peitsche, die er ihm drohend vor das Gesicht hielt. Als er keine Antwort erhielt, versetzte er dem Mann am Boden einen Fußtritt.

»Dir macht es wohl Spaß, anständigen Frauen zu nahe zu treten, du schwarzer Hurenbock, was?«

»Nein, nein Sir.« Die Stimme des Negers klang schrill. »Es ist nicht so, wie Sie denken, ich ...«

Der Vermummte schlug ansatzlos zu. Der Mann am Boden hatte überhaupt keine Chance auszuweichen. Der Peitschenriemen traf ihn quer über die Brust, zerfetzte das Hemd und hinterließ auf der Haut einen blutigen Striemen.

»Lüg uns nicht an«, schrie der Kapuzenmann. »Wir wissen, was wir gesehen haben, wir haben schließlich Augen im Kopf.«

Dann schlug er wieder zu, wieder und wieder. Der Neger brüllte vor Schmerzen und wälzte sich im Staub der Straße, um den Schlägen zu entgehen. Vergeblich, binnen weniger Augenblicke blutete er aus mehreren Wunden.

»Genug jetzt«, sagte einer der Kapuzenmänner mit dumpfer Stimme. »Wir wollten ihm lediglich einen Denkkzettel verpassen, von Totschlagen war nicht die Rede.«

»Ach was, an einer Tracht Prügel ist noch keiner der Schwarzen gestorben. Jedenfalls weiß er jetzt, dass er unsere Frauen nicht mehr belästigen darf. Nicht wahr, Nigger?«, schnaubte der Peitscher.

Der Mann antwortete nicht.

Stattdessen hatte er die Beine angezogen und die Arme schützend um den Kopf gelegt. Ein leises Wimmern kam über seine Lippen, als ihm jeder der Vermummten noch einmal einen Tritt verpasste.

Jack stand da wie erstarrt. Sein Gesicht war verzerrt und sein Mund vor Entsetzen weit aufgerissen. Die Erstarrung schlug in kalte Wut um, als er mit ansah, wie die Männer den Verletzten zusammentraten. Ohne zu überlegen, packte er seine Schleuder, fischte einen kleinen Stein aus der Hosentasche und schoss ihn ab.

Der Stein traf den Peitschenmann in die Hand.

Er ließ den Griff der Peitsche los, als wäre er aus glühendem Eisen und schlenkerte brüllend seine Rechte. Jack drehte sich sofort um und raste los. Die verwinkelten Gassen nahmen ihn schützend auf und verhinder-

ten, dass die tobenden Maskierten einen gezielten Schuss anbringen konnten.

Als Richard Reed in Nashville an die Hintertür des kleinen Hotels klopfte, war es bereits kurz vor Mitternacht. Er hatte sein Pferd mehrere Straßenzüge weit entfernt in einem Mietstall untergebracht und war so unauffällig wie möglich durch Dunkelheit und enge Seitengassen auf das abseits gelegene Hotel zugelaufen.

Gehetzt blickte er sich um, während er ein weiteres Mal mit den Fingerknöcheln leise an die Hintertür pochte. Kurz darauf hörte er schlurfende Schritte, dann wurde ein Riegel zurückgeschoben. Als die Tür nach innen aufschwang, erkannte er Frank McCord, der auf der Schwelle stand und eine Petroleumlampe in der Hand hielt, deren flackerndes Licht den Eingang nur vage erhellte.

Als McCord Reed erkannte, nickte er zufrieden.

»Komm rein«, sagte er leise. »Die anderen sind alle schon hinten im Versammlungsraum und warten auf dich.«

Reed nickte stumm. Er hängte seinen Hut an einen Haken neben der Tür und folgte McCord.

Als Reed die Tür des Zimmers hinter sich ins Schloss drückte und sich danach umsah, bemerkte er, dass in dem Raum beinahe zwei Dutzend Männer versammelt waren, die auf einfachen Holzstühlen um einen Tisch herum saßen. Sie nickten ihm grüßend entgegen, einige von ihnen kannte er persönlich, Crowe, Jones und Kennedy, einige vom Sehen. Aber die meisten waren ihm doch fremd, obwohl alle Klansmänner waren.

»Nachdem wir jetzt vollzählig sind, sollten wir beginnen«, sagte einer

der Männer.

Sein Name war Nathan Forrest, ein hoher Offizier der ehemaligen Konföderierten-Armee.

Er war ein energischer Endvierziger mit einem kantigen Gesicht und stechenden Augen. Während er sprach, glitt sein Blick beinahe beschwörend über die Anwesenden.

»Ich habe mich in den letzten Tagen noch einmal im Land umgehört. Der Zeitpunkt ist günstig, keiner von dem schwarzen Pack ahnt etwas. Wenn wir uns jetzt einig werden und Stärke zeigen, garantiere ich euch, dass wir das Niggerproblem innerhalb kürzester Zeit gelöst haben.«

»Also ich weiß nicht, irgendwie gefällt mir die ganze Sache nicht«, sagte Reed.

Forrest ruckte mit dem Kopf herum und fixierte ihn scharf.

»Warum sind Sie dann hier, wenn Ihnen nicht gefällt, was wir vorhaben?«, fragte er herrisch.

Zustimmendes Gemurmel ertönte und alle Augen richteten sich auf Reed.

Beschwichtigend hob er die Hände.

»Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, ich weiß, dass es an der Zeit ist, dass jemand den ehemaligen Sklaven endlich einmal ihre Grenzen aufzeigt. Meine Freunde und ich sind, wie Sie ja wissen, die Gründungsmitglieder des Klans. Auch ich bin für eine Stärkung der Rechte der Weißen im Süden und damit gegen die Regierung in Washington, aber ich bin auch gleichzeitig gegen Gewalt. Es kann nicht sein, dass wir aufgrund unserer Ansichten andere Menschen verletzen oder sogar töten. Das steht im völligen Gegensatz zu der Verfassung, auf die wir unseren Treueeid geschworen haben.«

»Und wie stellen Sie sich das weitere Vorgehen unserer Vereinigung dann vor?«, fragte Forrest.

»Wir haben uns die Vorherrschaft der weißen Rasse auf die Fahnen geschrieben, den Schutz der Frauen und Schwachen vor den Besatzungssoldaten und den ehemaligen Sklaven, die immer mehr Rechte bekommen, und für den Kampf um ein gottesfürchtiges Land. Das können wir aber nicht erreichen, wenn wir uns mit ein paar Leintüchern verkleiden und durch die Straßen reiten. Wir müssen das Übel an der Wurzel packen, bei den Schwarzen. Wie das geht, hat uns ja unser Freund Lawrence Davis gezeigt. Seit er in Athens mit harter Hand durchgegriffen hat, herrscht dort Ruhe und unsere Frauen und Kinder können wieder sicher durch die Straßen gehen.«

»Genau!«, sagte einer der Männer, ein paar andere klatschten.

Mit einer knappen Handbewegung sorgte Forrest für Ruhe und verschaffte sich wieder Gehör.

»Aber um all diese Ziele zu erreichen, müssen wir unsere Kräfte bündeln. Wir dürfen uns nicht mehr in Einzelaktionen verzetteln. Was wir brauchen, ist eine zentrale Führung unserer Vereinigung durch einen Mann, der über alle Zweifel erhaben ist und sein Leben ganz in den Dienst unserer Sache stellt. Irgendwelche Vorschläge, wer dazu berufen sein könnte?«

Als er seine Blicke über die Männer schweifen ließ, meldete sich jemand aus der hintersten Ecke mit einem knappen Handzeichen.

»Wie wäre es mit Robert Lee, dem ehemaligen Kommandeur unserer glorreichen Konföderiertenarmee?«

Obwohl von allen Seiten zustimmendes Gemurmel zu hören war, schüttelte Nathan Forrest sofort mit dem Kopf.

»Das wird leider nicht möglich sein. Ich hatte nämlich den gleichen Gedanken und Robert den Vorschlag bereits vor unserer Zusammenkunft unterbreitet, aber er hat abgelehnt. Als ehemaliger Kommandeur steht er zu sehr unter Beobachtung der Besatzungsmacht und würde uns von da-

her mehr schaden als helfen können.«

»Das stimmt«, sagte einer der Männer. »Ich war dabei, aber jetzt erzähle den Männern doch auch, wen Robert stattdessen vorgeschlagen hat.«

Forrest begann stolz zu lächeln. »Mich, aber wir sollten dennoch abstimmen, vielleicht gibt es ja noch andere Vorschläge.«

Es gab noch einen anderen Vorschlag, aber Frank McCord hatte als Kandidat der gemäßigten Linie keine Chance gegen die Mehrheit der Hardliner.

Mit der Zusammenkunft im April 1866 in Nashville versuchten die Gründungsväter des Klans in einem letzten verzweifelten Versuch, mit den anderen Führern aus den benachbarten Staaten den Geheimbund in ein ordnendes Regelkonzept zu zwingen und der Gewalt öffentlich abzuschwören.

Aber es war zu spät.

Man hatte genug von Gespenst spielen, von Ehre und Moral. Die Unionsarmee presste den Süden wie eine Zitrone aus und die Soldaten der Besatzungsmacht, oftmals Schwarze, erlaubten sich gegenüber der Zivilbevölkerung Dinge, die früher undenkbar gewesen wären.

Jetzt war es genug, jetzt wollte man Blut sehen.

Mit der Wahl von Nathan Bedford Forrest zum einzigen Groß-Wizard des Klans setzten sich die Hardliner endgültig durch. Die Brutalisierung des Geheimbundes schritt danach stetig fort und eilte in den nächsten zehn Jahren von einem blutigen Höhepunkt zum anderen.

Zwischen Oktober 1870 und Juli 1871 fielen allein in South-Carolina 227 Personen dem Ku-Klux-Klan zum Opfer. Im Bundesstaat Mississip-

pi wurden in knapp zwei Jahren beinahe vierzig Menschen umgebracht und in Florida lynchte der Klan in den Jahren 1868 bis 1871 mindestens 235 Menschen. In Louisiana waren es bis 1880 knapp 300 Personen und auch in den Staaten Georgia, Alabama und Tennessee war der Blutzoll nur unwesentlich geringer.

Nacht für Nacht waren die maskierten Reiter im Land unterwegs, holten Neger, Gegner des Klans, ja sogar unbequem gewordene Politiker und Journalisten aus ihren Häusern, peitschten sie aus, folterten sie oder brachten sie kaltblütig um.

1869 beschlossen die Führer des Klans, in den Untergrund zu gehen. Damit wollte man einer direkten Konfrontation mit den Behörden aus dem Weg gehen. Der Klan wurde zu einer geheimen Terror-Armee, die sich zum Ziel gesetzt hatte, ihr Land, das sogenannte unsichtbare Reich, von den Besatzungssoldaten aus dem Norden und von sämtlichen Farbigen zu säubern.

Die Regierung antwortete 1871 mit dem Anti-Ku-Klux-Klan-Bill, aber zu diesem Zeitpunkt saßen dessen Mitglieder bereits als Senatoren, Abgeordnete, Richter und Sheriffs in hohen Staatsämtern und sorgten dafür, dass der Klan auch weiterhin ungestört operieren konnte.

Noch heute hält sich hartnäckig die These, dass der Klan in den blutigen Jahren bis 1900 mindestens bei einer Wahl des kommenden amerikanischen Präsidenten seine Finger mit im Spiel gehabt hatte.

Hugo LaFayette Black, bis 1971 beisitzender Richter am Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten, und David Duke, 1988 und 1992 einer der Kandidaten für das Amt des Präsidenten der USA, sind nur zwei Beispiele dafür, dass der Klan selbst bis in die heutige Zeit in Amerika immer noch den einen oder anderen Finger an den Schalthebeln der Macht hat.

Auch die Mitglieder an der Basis sind immer noch präsent, wie folgen-

de Meldungen zeigen:

Zwischen 1995 und 2010 wurden in den USA mehr als 180 Kirchen in afroamerikanischen Gemeinden Opfer von Brandanschlägen des Klans.

Im September 2011 wurde in Texas Lawrence Russell Brewer zum Tode verurteilt. Er und zwei andere Mitglieder des Klans hatten einige Jahre zuvor den Farbigen James Byrd an ein Auto gekettet und ihn über den Asphalt zu Tode geschleift.

Mississippi, Mai 1871

»Steh auf!«

Die Stimme war so laut und scharf, dass der Junge von seinem Bett aufschreckte, noch bevor er überhaupt richtig wach war. Schlaftrunken blickte er sich um.

Das Gesicht seines Onkels war vor Angst verzerrt.

»Du musst sofort von hier verschwinden, sie sind bereits unten am Fluss.«

Der Junge starrte irritiert zum Fenster, anscheinend schien er erst jetzt die Hufgeräusche zu hören, die immer näher kamen. Die Angst war nun auch in seinen Augen zu lesen.

»Los, verschwinde, lauf nach Norden in die Stadt. Die Kirche dort ist noch der einzige Ort, wo du in Sicherheit bist. Sie werden es nicht wagen, sich gegen den Reverend zu stellen.«

Der Junge nickte und schwang seine Beine aus dem Bett. Als sein Blick dabei zufällig aus dem Fenster fiel, zuckte er unwillkürlich zusammen. Nachdem er die Reiter erkannt hatte, die gerade dabei waren, den Fluss an einer Furt zu durchqueren, war er mit einem Schlag hellwach.

Es war mindestens ein Dutzend, mit weißen Kutten und spitz zulaufenden Kapuzen verkleidete Gestalten. Außer schweren Revolvern trugen

einige von ihnen noch zusammengerollte Peitschen am Gürtel und in den Scabbards an ihren Sätteln steckten zusätzlich abgesägte Schrotflinten.

Er war sich plötzlich darüber im Klaren, dass ihn diese Männer töten würden, sobald sie ihn in die Finger bekamen. Als sie den Fluss überquert hatten, verließ er das Haus und begann zu laufen.

Als er den Rand einer Wiese erreicht hatte, schrien hinter ihm Stimmen.

Man hatte ihn entdeckt.

Schüsse krachten und als etwas heiß an seinem Gesicht vorbeistrich, begann er zum ersten Mal zu ahnen, dass er den Reitern nicht mehr davonlaufen konnte.

Trotzdem rannte er weiter.

Er rannte, bis sich vor seinen Augen alles zu drehen begann, seine Lungen bei jedem Atemzug schmerzten und er schließlich kaum noch atmen konnte. Das Blut begann in seinen Ohren zu rauschen und er hörte den Hufschlag seiner Verfolger auch dann noch nicht, als er immer lauter wurde. Dann war auf einmal ein dunkler Schatten direkt neben ihm.

Der Junge drehte weder den Kopf, noch blieb er stehen. Er lief und lief, bis ihn etwas mit elementarer Wucht am Rücken traf und er in vollem Lauf zu Boden krachte.

Er überschlug sich und blieb wimmernd liegen.

Der Schmerz war mörderisch.

Dort, wo ihn die Peitsche getroffen hatte, war sein Rücken wie gelähmt.

Für einen Moment schwanden ihm die Sinne, und als er den Kopf wieder hob, erkannte er mit tränenblinden Augen, wie sie ihn mit ihren Pferden umzingelt hatten.

Die Männer sprachen kein Wort, als sie vom Rücken ihrer Reittiere glitten, aber ihre funkelnden Blicke hinter den Augenschlitzen ihrer Ka-

puzen sprachen Bände.

Stumm und mit einer geradezu entsetzlichen Gleichgültigkeit begannen sie damit, ihm um Arme und Beine die Schlingen ihrer Lassos zu legen. Als sie das andere Ende der Stricke am Sattelknauf festmachten und ihre Pferde wieder bestiegen, ahnte der Junge, was sie mit ihm vorhatten. Tränen schossen ihm in die Augen, während er zu schreien begann.

Ungerührt hob einer der Männer seine Hand und gab ein Zeichen. Dann setzten sich vier Pferde beinahe gleichzeitig mit den gespannten Seilen in vier verschiedene Richtungen in Bewegung.

Der Onkel des Jungen überlebte die grauenvolle Prozedur des Vierteilens um keine Minute. Die Klansmänner schossen ihn förmlich in Stücke.

Es sollte keine Zeugen geben.

Die abscheuliche Tat löste vielerorts Proteste aus, die Oberhäupter der verschiedensten Kirchen, Gesetzesbeamte und Kommunalpolitiker forderten ein energisches Vorgehen gegen die sogenannten Bewahrer des unsichtbaren Reiches, unter ihnen auch der bekannte Richter Chisholm, einer der prominentesten Gegner des Klans.

Für geraume Zeit herrschte danach auch tatsächlich eine gewisse Ruhe, was die Aktivitäten des Klans betraf. Manch einer glaubte sogar schon an ein Ende der maskierten Reiter.

Aber sie sollten sich alle irren, allen voran Richter Chisholm.

Als der alte Mann auf der Suche nach Pilzen in das Waldstück eintauchte, hörte er zuerst die Hunde. Erschrocken blickte er sich um und sah auf einer nahen Hügelkette einen Moment später eine Reihe dunkler Punkte auftauchen, die sich nach und nach in Männer mit Pferden ver-

wandelten. Erst zwei, dann drei, vier, zehn, zwanzig. Irgendwann hörte er mit dem Zählen auf, es mussten Hunderte sein. Heute weiß man, dass fast 200 Klansmänner am damaligen Geschehen beteiligt waren.

Die Hügel waren schwarz vor lauter Reiter, als sie ihre Pferde zügelten und aufgeregte nach Westen deuteten. Viele von ihnen führten riesige Hunde mit sich, die sich jetzt wie verrückt an ihren Leinen gebärdeten.

Der alte Mann hatte die Reiter noch nie gesehen, trotzdem ahnte er sofort, um was für eine Art von Männern es sich bei ihnen handelte.

Es waren Klansmänner!

Er wusste es, noch bevor sie ihre weißen Kapuzen und Umhänge aus den Satteltaschen zerrten und sich die Sachen überstreiften. Er ließ den Weidekorb mit den Pilzen fallen und drehte sich so hastig um, dass er stolperte und sich gerade noch fangen konnte, bevor er zu Boden stürzte. Dann rannte er, so schnell er konnte, durch den Wald. Dabei versuchte er, auf seinem Weg einen Bogen um die Hügelkette zu schlagen. So weit, dass ihn die Reiter nicht entdeckten, aber doch so nah, dass er noch vor ihnen am Ziel war. Schon bei ihrem Anblick war ihm klar gewesen, wohin der Ritt der Klansmänner gehen sollte.

Richter Chisholms weitläufiges Herrenhaus lag auf einem sanft ansteigenden Hügel und besaß eine fantastische Rundumsicht. Die Überlandstraße zur Stadt hin war gut einzusehen und auch bei einem Blick nach hinten hatte man freie Sicht, da bis auf eine große, weitverzweigte Banks-Kiefer alle Bäume des Geländes gerodet waren.

Deshalb wunderte sich der alte Mann, dass beim Haus noch keinerlei Reaktion auf das Herannahen der vielen Reiter erfolgt war. Obwohl sein Atem inzwischen rasselte wie ein altersschwacher Blasebalg und seine Beine bleischwer wurden, mobilisierte der Mann noch einmal seine letzten Energien. Er musste den Richter warnen, er musste ...

Abrupt blieb er stehen, nachdem der Wald hinter ihm lag.

Er stemmte die Hände in die Hüften, beugte sich vor und verzog schmerzhaft das Gesicht, aber nicht nur, weil ihm die Seitenstiche schier die Luft zum Atmen nahmen.

Es war zu spät.

Er hatte den Wettlauf gegen die Reiter verloren.

Während ihn von der rückwärtigen Front des Herrenhauses noch mindestens zweihundert Yards trennten, hatten die ersten Reiter den Hof bereits erreicht. Was er danach beobachtete, war eine gespenstische Szenerie, die er in seinem Leben nie mehr vergessen sollte.

Der vorderste der maskierten Reiter, ein kleiner, untersetzt wirkender Mann, brachte die anderen mit einer knappen Handbewegung zum Halten. Staub wallte unter den Hufen ihrer Pferde auf, als sie die Tiere in einem weiten Halbkreis um das Haus herum zum Stehen brachten. Wie die anderen hatte auch er sich einen weiten, weißen Umhang und eine Kapuze mit schmalen Augenschlitzen übergezogen.

Stumm beobachtete er für einen Moment das scheinbar verlassene Herrenhaus.

Alles war ruhig.

Kein Licht war zu sehen, nichts war zu hören.

Nur das Schnauben und Stampfen der Pferde und das Knurren und Jaulen der Hunde unterbrach die geradezu unwirkliche Stille. Nach einem letzten Blick über die versammelten Reiter nickte der kleine Mann zufrieden und glitt steifbeinig vom Rücken seines Pferdes. Er zog sein Gewehr aus dem Scabbard und repetierte es, während hinter ihm die anderen Reiter aus den Sätteln stiegen. Mit eckigen Bewegungen stapfte er auf den Vorbau des Herrenhauses zu. Ein Dutzend von den anderen Männern folgte ihm. Als sie die Veranda betraten, hielt jeder von ihnen ein Gewehr in den Händen.

Der kleine Mann rammte den Kolben seiner Waffe hart gegen das Holz

der Eingangstür.

Die Schläge hallten dumpf über den Hof.

Unvermittelt ertönte hinter der Tür eine Stimme.

»Wer ist da?«

»Fragen Sie nicht so dumm, Sie wissen doch ganz genau, wer wir sind.«

Die Tür schwang nach innen auf. Ein hagerer Mann mit asketischem Gesicht und einem sauber gestutzten Backenbart trat auf den Vorbau. Seine Bewegungen hatten etwas Würdevolles an sich, und obwohl er sich gerade wie ein Ladestock hielt und den Kapuzenmännern offen ins Gesicht blickte, war seine Stirn von einem Netz aus glitzernden Schweißperlen bedeckt.

»Was wollt ihr hier?«

»Können Sie sich das nicht denken, Richter Chisholm?«, fragte der kleine Mann. »Sie hetzen seit Wochen gegen unsere Vereinigung, setzen Lügengeschichten in die Zeitungen und versuchen, uns zu schaden, wo Sie nur können. Das lassen wir uns nicht mehr gefallen, deshalb sind wir heute hier, um die Sache ein für alle Mal zu regeln, und sagen Sie ja nicht, wir hätten Sie nicht gewarnt.«

Chisholms Mundwinkel begannen für einen Augenblick zu zucken.

Er hatte ihre Warnungen nur zu gut in Erinnerung. Das Holzkreuz, das man eines Nachts im Hof aufgestellt und entzündet hatte, seine beiden Hausangestellten, die von Unbekannten so brutal zusammengeschlagen wurden, dass diese noch am gleichen Tag ihre Dienste bei ihm gekündigt hatten, und sein Hund Dusty, dem man bei lebendigem Leib das Fell abgezogen und ihn danach auf die Veranda gelegt hatte.

Aber er hatte nicht geschwiegen, ein Chisholm ließ sich nicht von Verbrechen einschüchtern, und nichts anderes waren diese Männer, auch wenn sie in der Öffentlichkeit vorgaben, Werte wie Moral, Anstand und

Ehre schützen zu wollen. Als er seinen Blick über die Reihen der Maskierten gleiten ließ, überzog ein bitteres Lächeln sein Gesicht. Wie groß musste die Angst des Klans vor ihm sein, dass sie hier mit einer ganzen Armee erschienen?

Er hob den Kopf und starrte den Männern entschlossen entgegen. Trotz der Maskerade erkannte er einige von ihnen.

»Männer!« Ein leises Zittern schwang in seiner Stimme mit, als er versuchte, die richtigen Worte zu finden. Er wusste, dass er nun um sein Leben redete. »Ich bin euer Richter, ich ...«

»Das wissen wir, also spar dir deine Worte«, unterbrach ihn der kleine Mann, dessen Augenschlitze seiner Kapuze sich gerademal in Kinnhöhe des Richters befanden. »Ich denke, wir brauchen nicht mehr großartig über die Sache zu reden. Wir haben einen Strick mitgebracht.«

»Einen Strick?« Richter Chisholm konnte nicht verhindern, dass ihm ein eisiger Schauer über den Rücken lief.

Der Maskierte nickte und zog unter seinem weißen Umhang einen zusammengerollten Strick hervor, in den bereits eine Schlinge mit etlichen Knoten geknüpft war.

»Also, wie hättest du es gerne? Kommst du freiwillig mit oder müssen dich die Männer zum Baum tragen?«

Statt einer Antwort faltete der Richter seine Hände und ging langsam auf die Kiefer zu. Sein Gesicht war grau wie erkaltete Asche. Niemand von den Maskierten sagte ein Wort, als man den Strick durch die Luft wirbelte, er über einen schenkelstarken Ast fiel und dann mit geöffneter Schlinge im Wind baumelte. Selbst die Hunde und die Pferde waren verstummt.

Nachdem der Richter tot war, verließen die Klansmänner lautlos den Ort des Geschehens.

Eine gespenstisch anmutende Stille hatte sich über das menschenleere

Land gelegt.

Menschenleer?

Nicht ganz, am Ende jenes kleinen Wäldchens, unweit vom Haus, stand ein alter Mann und schluchzte.

Er hatte dabei Tränen in den Augen.

»Damit haben wir Clarke endlich am Arsch.«

Edgar Hoover hob den Kopf und bedachte den jungen FBI-Agenten, der regelrecht in sein Büro hereingeschneit war, mit einem missmutigen Blick. Er schätzte in seiner Anwesenheit keine solchen vulgären Ausdrucksformen. Als ihm der Mann grinsend einen Stapel eng beschriebener Papiere auf die Schreibtischplatte legte, fragte er deshalb schroff: »Was ist das?«

Das Grinsen des jungen Mannes wurde noch um eine Spur breiter.

»Beschattungsprotokolle, Berichte über verdeckte Ermittlungen, Einkaufszettel, Hotelrechnungen. Sie werden es nicht glauben, aber unser ach so integrierter Mister Clarke, der sich mit seinem Verein die Verteidigung der Reinheit der Frauen auf die Fahnen geschrieben hat, unterhält anscheinend nebenbei intensive Kontakte zu einem Mädchenhändlerling nach Mexiko.«

Hoover schob die Akten, die er bis gerade eben noch studiert hatte, entschlossen zur Seite und warf einen prüfenden Blick auf die Papiere.

Dann fixierte er den Agenten scharf.

»Ist das alles? Ich meine, Ihnen ist doch hoffentlich klar, dass wir als Beweise schon etwas mehr als einen Einkaufsbeleg über Lippenstift und Gesichtspuder vorlegen müssen, wenn wir Clarke vor Gericht zerren wollen. Jeder dahergelaufene Winkeladvokat wird uns diese Papierfetzen

sonst um die Ohren schlagen und wir können froh sein, wenn wir danach nur – die Betonung liegt auf nur – eine Verleumdungsklage am Hals haben, die sich wahrscheinlich gewaschen hat.«

Der Agent nickte ernst, das Grinsen war inzwischen aus seinem Gesicht verschwunden.

»Das ist mir selbstverständlich bewusst, deshalb würde ich Sie gerne in einem Gespräch unter vier Augen über den neuesten Stand der Ermittlungen in Kenntnis setzen.«

Hoover nickte kurz. »Dann schießen Sie mal los, aber schließen Sie bitte vorher noch die Tür zu meinem Büro hinter Ihnen ab.«

Nachdem der Beamte den Aufforderungen des stellvertretenden FBI-Direktors nachgekommen war, sortierte er seine Papiere in kleine Häufchen und setzte sich danach seinem Chef gegenüber auf einen Stuhl vor dessen Schreibtisch.

»Ich hoffe, Sie haben etwas Zeit für mich, denn um Ihnen ein Bild von dem Fall zu vermitteln, müsste ich etwas weiter ausholen.«

Hoover winkte ungeduldig ab.

»Sparen Sie sich Ihre Erklärungen und fangen Sie endlich an zu reden.«

Als der junge Agent das Büro von Edgar Hoover verließ, war es inzwischen draußen dunkel geworden. Nachdenklich blickte der stellvertretende FBI-Direktor auf die Ermittlungsprotokolle, nachdem der Beamte die Bürotür hinter sich ins Schloss gezogen hatte.

Die Beweise waren erdrückend.

Edward Young Clarke, der Imperial Kleagle des Klans in Louisiana, wurde im März 1924 in Houston, Texas verhaftet und vor ein Gericht gestellt. Obwohl er nach der Bezahlung einer Geldstrafe in Höhe von 5.000 Dollar wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, waren die Zeitungsmeldungen über diesen Prozess und die daraus resultierenden Presseberichte Er-

eignisse, von denen sich der Klan nicht mehr erholen sollte.

Das FBI hatte dank Hoovers Hartnäckigkeit einen beachtlichen ersten Sieg errungen und es sollte nicht der letzte sein.

Nachtrag:

Um seine Ziele durchzusetzen, überzog der Klan das ganze Land mit einer Welle aus Terror, Blut, Gewalt und unvorstellbarer Grausamkeit.

Männer wurden aufgehängt, zu Tode gepeitscht, erschossen oder bewusstlos geprügelt und ins Wasser geworfen, damit sie ertranken. Frauen wurden vergewaltigt, Schwangeren die Bäuche aufgeschlitzt und Kinder gevierteilt oder verbrannt.

Die Liste des Terrors und der Gräueltaten ist dermaßen lang und umfangreich, dass man alleine damit ein ganzes Buch füllen könnte. Die Aufzählung dieser Grausamkeiten ist allerdings nicht Sinn und Zweck dieser Geschichte über den Klan. Vielmehr soll sie aufzeigen, was passieren kann, wenn die Menschen den Dingen, die um sie herum geschehen, ständig gleichgültig gegenüberstehen.

Der Klan entstand 1865 am Heiligabend sozusagen aus einer Bierlaune heraus, zwanzig Jahre später hatte er bereits über 3000 Todesopfer gefordert.

Deshalb lautet die Botschaft dieser Novelle: »Wehret den Anfängen!«

ENDE

Literatur

- Brown, Dee: *Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses*, Knauer, 1972
- Hack, Joachim: *Das große Buch der Indianer*, ungekürzte Lizenzausgabe, RM Buch und Medien GmbH

Vorschau auf Band 5

Er war zeit seines Lebens immer ein eigenwilliger Mann.

Er suchte das Abenteuer um des Abenteuers willen, war Frachtwagenfahrer, Büffeljäger, Armeescout, Marshal von Dodge City, Zuchthäusler, Boxpromotor und Sportreporter. Er kämpfte gegen die Indianer, überlebte die Schlacht von Adobe Wells, focht Revolverduelle aus und blickte Präsident Roosevelt noch in die Augen.

Dennoch ließ er sich nie in irgendwelche Klischees einordnen.

Vielleicht ist auch das der Grund, warum sein Name von Film, Fernsehen und Literatur stets etwas stiefmütterlich behandelt wurde. Er blieb ständig eine Randfigur, wenn über die amerikanische Pionierzeit und deren Revolverhelden berichtet wurde. Obwohl er in dieser Zeit eine größere Rolle spielte, als manch andere wie Earp, Hickok, William Cody oder Billy the Kid, versagte er es sich, aus seiner Person einen Helden zu machen.

Vielleicht war es gerade das, was ihn im Westen noch heute unsterblich gemacht hat.

Der Name des Mannes, von dem hier berichtet wird, ist William Barclay »Bat« Masterson, eine der größten Legenden der amerikanischen Pionierzeit.

Erwartet mit Spannung Band 5 mit dem Titel

... *den kam Masterson.*

Das wahre Leben einer amerikanischen Legende